

INTERVIEW MIT DSP PETER SARTO, *Kinder- und Jugendanwaltschaft Wien*

Das Gespräch führte **Maria SIX-HOHENBALKEN**

Peter Sarto ist seit acht Jahren als Ombudsmann der Kinder- und Jugendanwaltschaft (KJA) für Minderjährige tätig, die in sozialpädagogischen Einrichtungen leben. Er ist für den gesamten stationären Bereich, d.h. Einrichtungen, Wohngemeinschaften oder Krisenzentren zuständig. Die Stelle wurde deshalb geschaffen, da es in der Vergangenheit in Einrichtungen, in denen Kinder fremd betreut wurden oder in der Fremdunterbringung gelebt haben, zu Missbrauchsfällen gekommen ist. Peter Sarto ist Diplomierter Sozialpädagoge, Erlebnispädagoge und hat eine systemische Ausbildung für Neue Autorität absolviert.

Frage: Wo sehen Sie in Ihrem Wirkungsbereich die besonderen Herausforderungen im Kontext von Flucht?

Peter Sarto: *Wenn man das Land verlassen muss, dann ist man mit Sicherheit die verletzlichste aller Gruppen, weil man auf der Flucht ist. Das heißt, man hat keine Zeit etwas zu planen und während der Flucht ist man allen Menschen ausgeliefert, das macht sie besonders verletzlich. Flüchtlinge sind daher auf die Unterstützung und Hilfe von Menschen und möglichen Ressourcen angewiesen. Flüchtende Menschen sind in Ländern unterwegs, in denen sie die Sprache nicht sprechen und die Gepflogenheiten nicht kennen. Stark gefährdete Gruppen sind dabei minderjährige Personen, wobei hier insbesondere weibliche Minderjährige und Frauen betroffen sind. Aber natürlich birgt auch für junge Männer die Reise ins Unbekannte große Gefahren.*

Infolge der Fluchterfahrungen kommt es oft zu Traumatisierungen bei den Betroffenen, die oft auch bereits im Herkunftsland schreckliche Erfahrungen gemacht haben. Und was noch dazu kommt ist, dass man sich dadurch entwurzeln muss. Während der Flucht ist man quasi im „Fluchtmodus“, man funktioniert nur mehr irgendwie, um an einen sicheren Ort zu gelangen. Aus der Psychologie und der Pädagogik, vor allem aber aus der Traumapädagogik weiß man, dass zu den Belastungsstörungen posttraumatische Belastungsstörungen hinzukommen.

Die Fluchtproblematik pädagogisch betrachtend macht es einen Unterschied, ob sich jemand aufgrund der widrigen Umstände in seinem Heimatland selbst zur Flucht entschlossen hat, oder ob man gewissermaßen auf die Flucht geschickt wird. Die Auswahl fällt hierbei dann häufig auf den „Größten, Stärksten oder Gescheitesten“, der sich in Sicherheit bringen soll.

Naturgemäß spielen viele andere Faktoren eine wesentliche Rolle für die außerordentlich belastende Situation von Flüchtlingen: erfolgt die Flucht alleine, ist die Person minderjährig, welchen Entwicklungsstand hat die betreffende Person, war sie oder er bereits in seiner Heimat auf sich gestellt? Oft ist auch die Frage der Sicherheit der zurückgelassenen Familie von großer Bedeutung, wenn z.B. Repressalien befürchtet werden, da sich der Sohn mit seiner Flucht etwa dem Militärdienst entzogen hat.

Aufgrund der vielschichtigen Problematik muss daher jede Fluchtgeschichte individuell betrachtet und beurteilt werden. Unter Berücksichtigung des sozialen, kulturellen und intellektuellen Status der Personen oder Familien kann dementsprechend pädagogisch reagiert werden, um für die Betroffenen im jeweiligen Gastland eine Existenz und Perspektive zu schaffen.

Frage: Sie sprechen im Konjunktiv. Was davon wird verwirklicht oder was bräuchte es noch, damit man so arbeiten kann? Ich denke, dass das alles sehr herausfordernd für die Betreuer/innen und für die Verantwortlichen ist.

Peter Sarto: Was eigentlich ganz gut gelungen ist, vor allem in Wien, war, dass die unter 14-jährigen Jugendlichen und die unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge im Kinder- und Jugendbereich untergebracht wurden. Sie wurden in derselben Weise wie alle anderen Kinder und Jugendlichen betreut. Man hat hier keine Unterschiede gemacht.

Die damals 14-plus- und 15- bis 18-Jährigen wurden anders untergebracht. Der Betreuungsschlüssel dort lag bei 1:15. Das bedeutet, dass auf eine/n Sozialpädagoge/in 15 zu betreuende Kinder kamen. Normalerweise sind die Standards in Wien 1:8, somit haben die Kinder nur mehr die halbe pädagogische Betreuung bekommen, wenn man das so sagen will. Wien hat im Ländervergleich mit Sicherheit eine sehr gute Betreuung gewährleistet, mehr Personalressourcen wären aber natürlich wünschenswert gewesen.

Wie bereits angesprochen, haben sich bei vielen Flüchtlingen posttraumatische Belastungsstörungen gezeigt. Die Gesamtsituation und Integration zu bewältigen, stellte sie vor große Herausforderungen. Entwurzelt, von der Familie getrennt, ohne Sprachkenntnisse allein auf sich gestellt, galt es sich völlig neu zu orientieren. Nicht nur aufgrund meiner Tätigkeit in der KJA habe ich Erfahrungen mit der Betreuung mit Flüchtlingen gemacht, sondern auch aus dem privaten Bereich. Ich selbst habe einen jungen afghanischen Mann in meine Familie aufgenommen

und auch für uns war die neue Situation sehr ungewohnt. Denn die Begegnung mit anderen Kulturen muss ein dialogischer Vorgang sein, auf den beide Seiten sich einlassen müssen.

Frage: Welche neuen oder spezifischen Skills waren in der Betreuung gefragt? Auf welche anderen Dimensionen muss man in der Arbeit noch Rücksicht nehmen?

Peter Sarto: *Die Frage ist, wie man mit den traumatischen Erlebnissen der Betroffenen umgeht? Hier braucht es definitiv eine über die pädagogische Ausbildung hinausgehende spezielle Ausbildung des Personals. Zusätzlich war man bemüht, Betreuer/innen mit muttersprachlichen Kenntnissen anzustellen. Leider kam es aber vor, dass auch Personal mit geringer stationärer pädagogischer Erfahrung eingestellt wurde.*

Wie ebenso bereits angesprochen spielt es eine Rolle, ob die betreffende Person bereits vor der Flucht traumatisiert wurde, z.B. im eigenen sozialen Umfeld. Auch die Fachwelt spricht hierbei vom „Schlimmsten, was einem passieren kann“. Hier muss man neben der traumatischen Fluchtgeschichte eine Unterscheidung treffen und auf diese Problematik gezielt eingehen.

Dazu brauchte es enorme Personalressourcen, die vor allem über die spezifische Ausbildung verfügen mussten. Sicher war der Zustrom an Personen im Jahr 2015 eine große Herausforderung für Österreich, dennoch hätte man schneller und nachhaltiger auf die Situation reagieren müssen. Hier spielt der Faktor Zeit eine wesentliche Rolle, denn man muss Menschen mit einer posttraumatischen Belastungsstörung rasch aus ihrer Depression holen und die Möglichkeit, am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben, sukzessive umsetzen. In erster Linie die Vermittlung der Sprache und die Mobilität, denn das bedeutet Integration. Was mit den Deutschkursen in Wien gut gelang, blieb im Bereich der Mobilität, aus welchen Gründen auch immer, leider verwehrt. Das habe ich wirklich schade gefunden, weil wir wissen, sobald Jugendliche und junge Menschen mobil sind und sich selbst orientieren können, unterwegs sind, auch pädagogisch betreut werden, kann man vieles machen. Wenn man keine Netzkarte bekommt, dann wird es problematischer. Dann hat man das Gefühl, dass man, wenn man sich durch die Stadt bewegt, illegal ist. Aus pädagogischer Sicht war das ein großer Fehler. Und was man auch in der Betreuungssituation beachten hätte müssen ist, generell Standards zu setzen, wie z.B. die Größe der Zimmer, Privatsphäre etc.

Frage: Was hat sich seit 2016 verändert? Institutionen haben schon viel gelernt, aber was ist jetzt vielleicht bewusster oder was ist grundsätzlich wichtig, wo man nicht mehr herumkommt?

Peter Sarto: *Viele Einrichtungen, die im Jahr 2015 und 2016 geöffnet wurden, sind längst wieder geschlossen. Oft stehen Konkurse dahinter, weil man viel an Perso-*

nal- und Materialressourcen investiert hat und es mit der Schließung der „Balkan-route“ zu einem abrupten Ende kam. Es gab leider Gottes damals auch Menschen, denen es weniger um die Betreuung gegangen ist als um die Tagsätze. Das kann man auch so sagen, leider! In Österreich waren die Tagsätze im europäischen Vergleich sehr hoch. Es war ohnedies politisch ein großer Kampf, dass man dann auf € 95,- Taggeld erhöhte, wenn eine Betreuungsperson bis zu fünfzehn Kinder betreut hat. Das ist im jugendlichen Bereich ungefähr halb so viel wie österreichische Kinder bekommen haben. Da gab es auch eine große Kampagne, zum Beispiel von SOS Kinderdorf, „Keine halben Kinder“, wo man sehr viel Geld in die Hand genommen hat. Die Stadt Wien hat trotzdem viel getan und wenn man sich den Return of Investment anschaut, weiß man, dass Investitionen in diesem Sektor nachhaltig wirken. Wenn sich für die Menschen Perspektiven abzeichnen, gelingt die soziale Integration und mehr Möglichkeiten, wie die Ausübung beruflicher Tätigkeiten, können erschlossen werden. Diese Komponenten wirken sich natürlich auf die persönliche Entwicklung von Jugendlichen positiv aus. Ohnehin massiv vorbelastet, darf man von der Gesellschaft nicht „abgehängt“ werden. Begleitende Maßnahmen der psychiatrischen Versorgung müssen ebenso gewährleistet bleiben. In Wiens Spitälern gibt es zu wenig Betten und Personal. Auch in der Kinder- und Jugendpsychiatrie ist die stationäre und ambulante Versorgung nach wie vor nicht ausreichend gegeben – was dem erhöhten Bedarf durch Flüchtlinge seinerzeit zusätzlich große Schwierigkeiten bereitet hat.

Ebenso hat das Interesse der Gesellschaft nachgelassen, was auch im Zusammenhang mit der Medienberichterstattung stand. Als Folge dieser Entwicklung haben sich weniger Menschen gefunden, die bereit waren im „Buddy-System“ (Bereitschaft für mindestens ein Jahr, einmal pro Woche einige Stunden mit dem geflüchteten Kindern und Jugendlichen Zeit zu verbringen) mitzuhelfen. Insgesamt war das soziale Engagement 2015 ganz anders als heute.

Österreich hat ja bereits Erfahrungen mit Zuwanderung gemacht, wenn wir dabei an den Balkankrieg der 80er-Jahre denken. Der Unterschied zu den Lebensbedingungen der Menschen von damals ist aber, dass aufgrund der Gastarbeiter, die in den 60er-Jahren nach Österreich gekommen sind, bereits familiäre Strukturen gegeben waren, die sich der Betroffenen annehmen konnten. Dieses unterstützende soziale Auffangnetz ist im Jahr 2015 schlichtweg nicht vorhanden gewesen. Somit war das auch für Österreich eine völlig neue Dimension.

Frage: Welche neuen Dimensionen kommen für die Betreuungspersonen, die in stationären Bereichen arbeiten, noch dazu?

Peter Sarto: *Der kulturelle Hintergrund spielt eine wesentliche Rolle für das Verständnis bzw. das nicht vorhandene Wissen über die westliche Lebensweise. Konkret gesprochen das Thema Gleichberechtigung. Viele der geflüchteten Männer stammen aus patriarchalen Strukturen, in denen der Status der Frau oft nicht dem*

einer Europäerin entspricht. Oder das Thema Religion: Europäische Staaten sind säkulare, demokratische Rechtsstaaten. Religionsfreiheit und die Ausübung sind Privatsache – diese Aspekte sind für sie oft neu.

Frage: Kommt den Betreuer/inne/n, Sozialpädagog/inn/en hier eine Schlüsselrolle zu, obwohl sie in den ganzen Auseinandersetzungen so gut wie nicht in der Öffentlichkeit vorgekommen sind?

Peter Sarto: *Sie haben recht, in der Gesellschaft waren Sozialpädagog/inn/en und sämtliche Menschen, die mit Flüchtlingen betraut waren, nicht genügend sichtbar. Vor allem aber hätte man diese Personen in ihrem gesamten Aufgaben- und Wirkungsbereich besser unterstützen – ihnen quasi das Werkzeug zur Bewältigung der vielschichtigen Problematik an die Hand geben – müssen. In diesem Zusammenhang daher das Schlagwort „Interkulturelle Kompetenz“. Wenn ich z.B. an Menschen aus Afghanistan denke, das ist ein Unterschied ob jemand zu den Nord- oder Südpaschtunen gehört, oder ob jemand Uzbeke, Hazara, Tadschike ist, ob jemand Sunnit oder Schiit ist und aus welcher Region er stammt. Des Weiteren ob jemand tatsächlich aus Afghanistan kommt oder aus dem Iran geflüchtet ist, das bedeutet wieder etwas ganz Anderes, weil es da schon vorher eine Fluchterfahrung gibt. Dieses Wissen hat damals den meisten Pädagog/inn/en gefehlt.*

Dieser Zugang hätte aber beiden Parteien gleichermaßen gedient. Denn einerseits war es seitens des Personals notwendig die westliche Wertewelt aufzuzeigen und andererseits hätte es den jungen Menschen eine klare Orientierung geboten. „Du bist bei uns willkommen“, aber wir alle halten uns an Regeln für ein friedliches Zusammenleben, das nur dann funktionieren kann, wenn wir die Rechte jedes einzelnen respektieren, aber auch unseren eigenen Pflichten nachkommen.

Für das Personal war die Gesamtsituation daher eine sehr belastende Zeit. Viele Betreuer stießen bald an ihre Grenzen und haben ihre Tätigkeit im Sozialbereich manchmal ganz beendet.

Mehr Ressourcen sind immer wünschenswert und mit Bedacht auf eine gelingende und nachhaltige Integration muss die Betreuung für Flüchtlinge weiter aufrecht erhalten bleiben: in der Pädagogik, in der Ausbildung, mit Therapien oder Deutschkursen.

Wien ist in den letzten zehn Jahren um 200.000 Personen gewachsen, was nicht nur mit den Jahren 2015 und 2016 zu tun hat. Ein Viertel oder ein Fünftel der Menschen, die gekommen sind, sind Kinder. Das heißt, man muss darauf reagieren und die laufenden Veränderungen entsprechend mitberücksichtigen, naturgemäß auch die finanziellen Mittel bereitstellen. Die Stadt Wien hat beispielsweise die Tagsätze von € 64,- auf € 95,- erhöht, man hat Bildungsakademien geschaffen, in denen junge Flüchtlinge zusätzliche Ausbildungsmöglichkeiten haben oder sie alphabetisiert wurden. Volkshochschulen haben Kurse angeboten, von A1 auf-

wärts, für unterschiedliche (Erst-)Sprachen. Vieles ist gut gelungen, Menschen haben ehrenamtlich mitgearbeitet und gespendet. Da war eine große Solidarität da. Alles das, hat mich sehr stolz gemacht in den ersten Monaten, vieles war sehr gut organisiert und hat funktioniert, auch das soll betont werden. Man muss auch sagen, dass ein Land wie Österreich natürlich nur ein gewisses Maß von Menschen integrieren kann. Die Möglichkeiten müssen an die realen Verhältnisse angepasst sein und selbstverständlich auch auf die heimische Bevölkerung Rücksicht genommen werden.

Und es gibt viele gute Beispiele. Menschen, die zum Beispiel die Matura gemacht haben, wie der junge Mann, der bei uns gelebt hat. Menschen, die als Botschafter für die Sache unterwegs sind, zu Mentoren für andere Menschen wurden und so als Role Model fungieren.

Ich glaube, dass eine Gesellschaft an solchen Herausforderungen wachsen und vor allem lernen kann, denn wir leben schon seit längerem in einer Gesellschaft, in der die Vielfalt von Menschen und Lebensformen zunimmt. Ich habe selbst 17 Jahre als Sozialpädagoge im In- und Ausland gearbeitet und weiß, dass die Menschen, die hier ankommen, erfahren müssen, dass sie hier willkommen sind und dass es eine Zugehörigkeit gibt.